

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Nach der Schlacht. Erzählung aus dem Jahre 1645

[urn:nbn:de:bsz:31-361847](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-361847)

und in einem der ersten Gasthöfe erhielt die Magd für den schönen Hecht auch einen schönen blanken Thaler, den die Frau Schulmeisterin schmunzelnd einstrich.

Einige Tage nach seinem Namensfest geht der Lehrer zu dem reichen, freigebigen Angelfischer und bedankt sich für den prächtigen Hecht, dessen Fleisch sehr zart und schmackhaft gewesen sein soll. Da sich des Empfängers Dank immer nur um den Fisch herumdreht, und zwar auf eine ziemlich laue Weise, so fragt ihn der Rentner am Ende, ob er sonst nichts am Hecht gefunden als wohlschmeckendes Fleisch, indem er demselben mit eigener Hand, ein Goldstück zwischen die scharfen Zähne gesteckt und gedacht habe, die Hausfrau werde solches beim Putzen und Ausnehmen schon finden; das Goldstück sei das eigentliche Festgeschenk, der Fisch nur der stumme Ueberbringer gewesen. Den armen Schulmeister überließ's jetzt bald siedend heiß, bald eiskalt. Er meinte nicht anders als säße er auf Sussen und Nadeln! In größter Verlegenheit stotterte er einige Worte der Entschuldigung und empfahl sich dem ferneren Wohlwollen seines goldspendenden Gönners. Spornstreichs eilte der wie aus den Wolken Gefallene heim und macht der knickischen Frau bittere Vorwürfe wegen ihres unglückseligen Einfalls. Die Magd wird sogleich in den Gasthof abgeschickt um das goldene Füschelein zu reklamiren, welches der Raubfisch im Rachen gehabt; allein da wurde „nichts gereicht,“ wie die Straßburger sagen; das Füschelein war schon in den Sparhasen der Köchin gesprungen, und diese gab vor, von nichts zu wissen. Klagen wollte der Schulmeister nicht, denn die kuriose Sache hätte zu großes Aufsehen gemacht, er und seine Frau wären zum Gespötte der halben Stadt geworden. Zudem mußte er seines Gönners Ungnade befürchten, weil sein prächtiger Fang so schände verschachert worden. Er ließ es drum dabei bewenden und nahm sich fest vor, in Zukunft, wenn ihm wieder einmal ein reicher Liebhaber des Fischfangs einen Hecht zum Präsent machen sollte, demselben vor allen Stücken die scharfen Zähne gründlich zu untersuchen, wie man zu thun pflegt beim Pferdekauf.

Unüberlegt.

„Woburch unterscheidet sich der Hauptmann vom Lieutenant, Kerkut Bendele?“

„Diß weiß i noch nit, Herr Feldwebel!“

„Was nicht! ich glaube, der Bursche kann nicht einmal einen Esel von einem Ochsen unterscheiden!“

Nach der Schlacht.

Erzählung aus dem Jahre 1645.

(Mit einer Abbildung.)

Einer bleiernen Schale gleich, lag ein trüber Himmel über der Erde. Aus den mit hohem Grase und jungem Holze reichlich bedeckten wüsten Ackerfurchen des schönen sogenannten „Kießes“, jener heutzutage so herrlichen und fruchtbaren Gegend des Bayerlandes bei der Stadt Nördlingen, troff Alles vom schweren Regen, der nächtlich gefallen war, und jede Grundfurche hatte sich in eine langgestreckte Pfütze verwandelt, in welcher die beträufelten Gräser schwammen. Ferne, von der Südseite herüber, winkte durch die neblige Luft ein hoher, schlanker Kirchturm über eine Waldwüste, ein Kirchturm um den sich die kleine, öde, unglückliche Stadt Nördlingen reihete, welche schon zum zweiten Male in dem längsten und entsetzlichen aller Kriege, dem dreißigjährigen, dem Donner der Kanonen erschüttert, vom graufamen Uebermuth entmenschter Soldaten geängstet und zerschlagen worden war. Die reichen Dörfer, welche noch vor eils Jahren hier geblüht hatten, waren niedergebrannt und lagen in demoosten Trümmern, aus welchen Unkraut empornwucherte. Niemand dachte daran, diese Dörfer wieder aufzubauen. Um aber dieser traurigen Stätte, dem Opfer entsetzlicher Verheerung, die letzte und schrecklichste Schattirung zu geben, lagen hie und da, mitten im jungen Gebüsch, Leichname, theils mit, theils ohne Waffen, theils noch in den Gewändern, in denen sie dem Feinde in einer harten, blutigen Schlacht gegenüber gestanden, theils beraubt, geplündert, geschändet, wenn dem herumstreifenden Gesindel der Leichenräuber noch etwas an den Gefallenen des Nehmens werth geschienen. Und doch war diese Stelle weit, weit entfernt von dem Dorfe Allersheim, wo man gesochten hatte; es war nur die Rückzugslinie des von den Franzosen und Schweden geschlagenen Heeres der Bayern und Kaiserlichen. Tiefe Rabspuren zeigten die Stellen, wo die Kanonen hingerollt waren; unzählige Fußtritte im fetten Lehmboden bewiesen, daß noch viele und tapfere Männer dem Rachen des Todes entronnen, daß die blutigste Hinopferung der Menschen das Geschlecht noch nicht aufgezehrt hatte. Und die Einsamkeit der Gegend bekundete, daß die Sieger zu schwach, zu entkräftet waren, um die Früchte ihres Sieges einzusammeln.

Stille lag über der mit wellenförmigen Hügeln durchzogenen Gegend, Stille des Todes, nicht Grabesstille, denn all' den Leichen grub da Nie-

mand mehr ein Grab; für ihre Beseitigung sorgten die hungrigen Wölfe, welche rüdelweise das Land durchstreiften und sich hähnenartig von den Opfern mästeten, die der unersättliche Krieg ihnen lieferte. Kein Morgenglocklein zitterte mehr in den Lüften; nur des Donners fernes Rollen bröhrnte schauerlich heran, denn südwärts tobte noch ein zweites Gewitter und seine schwarzen Wolken zogen langsam und schwer über die Fluren dahin. Da rauschte es in den Gebüsch; ein junger Reitermann lenkte vorsichtig sein Pferd in's Freie und schaute auf zum Himmel, auf die Leichen, auf den hohen fernen Thurm der Stadt Nörblingen, der von der Mittagsseite herüberleuchtete, und auf die düstern Umgebungen. Der Reiter troff, sammt seinem Pferde vom Regen; er hatte die furchtbare Wetternacht, ein verspäteter Flüchtling, im Freien zugebracht. Sein Brustkoller zeigte zahlreiche Blutflecken, sein breiter Filzhut hing schlaff über seine frischen Wangen herab; die Pauensfedern, welche er am Eisenringe, der den Hut umfaßte, befestigt hatte, waren von der Nässe wie Schnüre zusammengetrillt, die schweren Reiterstiefeln waren mit Lehm überzogen; die Pistole und die Armbüchse — Alles zeigte Schmutz und Unordnung, die Spuren der Flucht und des Elendes. Und doch lebte noch Kraft in diesem durchnäßten Manne; noch blitzte sein Auge muthig und fest; er, ein halb Verlorener, ein Versprengter, ohne Hülfe, ohne Rath, ohne Freund, unter Todten allein auf weiter, öder Haide, hatte mit dem Tageslichte wieder die Hoffnung und den Muth gewonnen und den ersten Schritt zu seiner Rettung gethan.

Allein sein armes, schönes Pferd versagte ihm schon nach wenigen Schritten den Dienst. Tief sank es mit den Füßen in den Boden ein, und als der Reiter etwa eine Viertelstunde weit gekommen war, blieb das matte Thier stöhnend stehen.

Besorgt stieg der Reitermann ab, untersuchte es genau, fand es aber unverletzt; das Pferd war nur vom Hunger elend und ermattet. Da band er es an einen Baum und strich in der Gegend umher, um — ein schreckliches Rettungsmittel — die am Wege liegenden Leichname zu durchsuchen, ob nicht bei einem oder dem andern noch ein Stückchen Brod und Salz sich fände. Dazumal trug der Soldat beständig einen Vorrath dieser unentbehrlichsten Lebensmittel mit sich herum. Bei Duzenden von verstümmelten Todten war das Suchen umsonst; sie hatten sich, um sich retten zu können, ihres Gepäcks entledigt, oder waren bereits ausgeplündert worden.

Endlich aber entdeckte der junge Mann im Gebüsch einen todtten Krieger, in dessen Quersack sich noch Brod und etwas feuchtes Salz vorfand. Rasch schnitt er die Riemen entzwei, mit denen der Sack auf dem Rücken des Todten hing, und eilte schaudernd damit hinweg, um sein Pferd zu füttern. Begierig fraß das arme, matte Thier, was sein Herr ihm reichte, und dieser wagte kaum, dem Rosse das kleinste Stückchen zu entziehen. Dann aber nahm er es bei dem Zügel und eilte so schnell er konnte, nordwärts hin, immer den Leichen folgend, die als furchtbare Wegweiser ihm die Richtung anzeigten, wohin die geschlagenen Heere gezogen waren.

Bald darauf kam er an einen Bach, wo er einen umgestürzten Wagen liegen sah. Die abgeschnittenen Stränge an der Deichsel zeigten, daß sich die Fuhrknechte mit den Pferden davon gemacht hatten. Der Reitermann eilte schnell herbei, öffnete den Deckel des Wagenkastens und fand, daß die Pulverkiste zwar leer war, aber doch noch Reste von Lebensmitteln, namentlich Hafer, Salz, Brod, einige Flaschen voll Bier und dergleichen enthielt, die von den Flüchtenden entweber vergessen, oder nicht beachtet worden waren.

Freudestrahlend trug der Reiter den Hafer sack seinem Pferde zu, das ihm begierig entgegen schoberte und er selbst richtete sich auf den Trümmern des Wagens ein Mahl zu, das ihm besser mundete, als manchem Fürsten sein Festessen. In seiner Freude vergaß der Einsame gänzlich der gewoynnten Vorsicht; er hatte den Karabiner ungeladen gelassen, nur sein Schwert an der Seite war die einzige Waffe, selbst sein durchnäßter Hut lag bei seinem Rosse, das hastig den Hafer sack leerte. Plötzlich hörte er Geräusch; er sah auf und erblickte einen Reiter und zwei Soldaten, die oben von dem Rande der Schlucht, in welcher er saß, herab sprangen und konnte kaum noch das Schwert ziehen zur eigenen Vertheidigung, denn in demselben Augenblick hatten sich die beiden Soldaten schon zwischen ihn und sein Pferd geworfen.

„Gib dich gefangen!“ rief ihm der Eine barsch und drohend zu, indem er sein Schwert nach der Brust des jungen Mannes richtete.

„Wälsch oder Kaiserlich?“ fragte der Verdrohte und stellte sich zur Vertheidigung.

„Kaiserlich!“ tönte es herüber, aber was nützt's, du mußt uns dein Pferd lassen.

„Nimmermehr! lieber das Leben!“ war die entschlossene Antwort.

„So fahr' hin!“ schrieen die Angreifer wild und drangen auf den Reitermann ein. Der

Kann in Ge
essen Quers
Salz verfin
et, mit bene
en him, na
sein Bier po
matte Tier
dieser woge
schien zu co
ei dem Jue
därts in
s furchtba
süchten, wobl
en.
Doch, wo r
h. Die abge
spigten, do
boten ge
eilte schne
stafens mit
ar, aber tob
tlich Fieser
er und der
tenden ent
tet worden
Hofer hat
entgegen
auf den
das ihm
sein fest
Ginname
atte den
Schwert
elbii sein
esse, das
hörte er
en Meiter
Rande der
ngen und
ur eigenen
tagenblid
zwischen
eine barisch
t nach der
der Be
aber was
mar die
eifer mit
ein. Der



Nach der Schlacht.

Klang der Schwerthiebe, die Flüche und das Stöhnen der Fechtenden erfüllten die Schlucht. Wohl wehrte sich der Angegriffene tapfer, aber noch zum Tode ermattet, war er nicht im Stande, länger die Kraft der verzweifelnd auf ihn Eindringenden zu widerstehen. Schon war's einem derselben gelungen, ihm in die Flanke zu kommen, und die Entscheidung über Leben und Tod stand nahe. Da sprengte der oben bezeichnete Reiter, welcher sein Pferd erst mühsam in die Schlucht hatte herablesen müssen, heran und rief, als er vor den Kämpfenden hielt: „Gebt Raum! Platz da! was Teufels macht ihr? das ist ja Einer von den Unsrigen!“

Tiefathmend hielten die Streiter ein und der Reiter kam, das Auge auf den jungen Mann richtend, näher und stieß, ihn erkennend, einen lauten Schrei aus.

„Bist du's, Max, oder ist's dein Geist?“

„Ich bin's, Leopold, ich selber,“ lautete die Antwort; „doch du kommst zu rechter Zeit, sonst hätten die da mich kalt gemacht. Verwünschte Schurken!“ Und Max zeigte den ihm noch drohend Gegenüberstehenden die Faust.

Die Wuth des Kampfes hatte sich in den entmenschten Soldaten noch nicht gelegt; kaum erblickten sie die drohende Bewegung des erhitzten jungen Mannes, so drangen sie abermals auf ihn ein, und jetzt mußte der herbeigekommene Reiter sich persönlich zwischen die Kämpfenden werfen, um sie zu trennen. Solches gelang ihm endlich, nachdem er seinem Freunde zugesprochen, den Frieden vollkommen herzustellen. Den beiden Soldaten herrschte er zu, bei Seite zu gehen und ihre Schwerter in die Scheide zu stecken, mit der Drohung, dem Ersten, der noch eine feindselige Bewegung machen würde, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Um nun seiner Drohung mehr Nachdruck zu geben, versah er die Pfanne seines Gewehres mit frischem Zündtraut und lud auch des Angegriffenen Büchse und Pistolen. Dann setzte er sich zu seinem Freunde, nahm an dessen Mahlzeit Theil und reichte auch den noch immer grollenden Soldaten eine Bierflasche und von den Resten des Vorraths. Beide Pferde aber theilten den Inhalt des Haserjacks.

„Aber sprich, Freund,“ sagte Max, „wie kommt es, daß ihr mich angriffet?“

„Wir hielten dich für einen schwedischen Mavobeur und hatten's auf dein Roß abgesehen, denn diese bayerischen Reiter da haben die ibrigen in der Schlacht verloren,“ entgegnete Leopold.

„Streifen die Schweden bis hierher? Ich dachte, sie wagten es nicht, und sah gestern keinen

von ihnen, obwohl ich vielleicht der letzte Nachzügler unseres Heeres gewesen bin,“ meinte Max.

„Und wie kamest du vom Regiment weg?“ forschte Leopold.

„Bei unserm letzten Angriff gegen die schwedischen Kürassire,“ berichtete Max, „erhielt ich einen Hieb über den Kopf, der mich betäubte; aber trotzdem hielt ich mich auf meinem Gaul fest. Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich reitend mitten in einem Walde, woselbst mein Pferd ruhig graste. Ich erstaunte, untersuchte meinen Kopf, der mich schmerzte, fand jedoch keine Wunde, sondern nur die große Beule hier.“ — Er führte Leopolds Hand über die verletzte Stelle seines Hinterkopfs.

„Warst du denn wirklich allein? Hielt dich Niemand auf dem Pferde fest?“

„Ich sah Niemand; nur eine weibliche Gestalt in fremdartiger Kleidung schien durch's Gebüsch zu schlüpfen. Als ich aber derselben naheilte, bemerkte ich, daß meine Sinne mich getäuscht hatten.“

„War's schon Nacht, als du zur Besinnung kamest?“

„Noch war's Tag; die Dunkelheit brach erst eine halbe Stunde später ein.“

„Das ist wunderbar! Sahest du keine Pferde-spuren an der Erde?“

„Keine, als die des meinigen. — Aber wie kamest du hierher?“

„Die Hoffnung, dich aufzufinden, trieb mich zurück. Man vermißt dich und glaubte dich unter den Todten oder Gefangenen. Ich wollte mir um jeden Preis Gewißheit verschaffen.“

Max reichte dem treuen Freunde dankbar die Hand und sagte: „Wie steht es bei euch Dragonern? Sind viele gefallen?“

„Wohl das halbe Regiment. Von neun Rittmeistern bin ich der Einzige, der übrig geblieben.“

„Und du wirst's daher nicht lange mehr sein!“

„Nah!“ sagte Leopold von Buch, — dies war sein Familienname. — „Aber das Reiterregiment, in welchem tu als Rittmeister dienstest, Freund Max, ist fast bis auf den zehnten Mann niedergebauen worden. Dir steht also ein schnelleres Vorankommen im Grabe in Aussicht, als mir!“

„Laß das dahingestellt sein,“ meinte Max; „der Krieg bringt Ehre oder Tod, wie das Glück es eben will!“

„War jene Gestalt, die du durch das Gebüsch huschen sahest, vielleicht die Glücksgöttin?“

„Wenn sie es gewesen, so war es sehr ungnädig von ihr, mich so schnell zu verlassen. Sie hätte mich doch wenigstens für diese stürmische Nacht unter ein Obdach führen können, statt mich mitten im Walde im Stiche zu lassen, wo ich vom Gemitter wie eine Maus durchweicht worden bin. Doch genug hievon. Wir wollen aufbrechen!“

Dieser Ausruf erinnerte den tapferen Rittmeister Leopold von Buch, daß genug gescherzt sei für die keineswegs angenehme Lage seines Freundes Max. Beide junge Männer sattelten ihre Pferde fester, brachten das Riemzeug und ihre Waffen in Ordnung und schritten sodann, die Rosse am Zügel führend und gefolgt von den beiden Soldaten, vorsichtig über den gegenüberliegenden Abhang der Schlucht zur Höhe hinauf. Schauriger Anblick! Eine weite, wellenförmige Halbe lag vor ihnen. Der mit hohem Gras bedeckte Boden zeigte überall Ackerfurchen; aber schon seit Jahrzehnten war da kein Pflug mehr durchgegangen. Ueberall waren Gebüsche von wilhem Holze aufgeschossen, die üppig wucherten im fetten Boden und wo Steingetümmer den Ort eines ehemaligen Dorfes verrieth, da schüttelte hie und da noch ein alter Apfel- oder Nußbaum trotzig seine Blätter, als wollte er rufen: „Grausamer Krieg, Alles konntest du doch nicht ausröthen!“ Menschen jedoch sah man nirgends mehr; kein Landmann schritt einsam über die weite, öde Gegend; nur Leichen lagen umher, Menschenleichen und Leichname von Pferden; Ueberreste von Wagen, Kanonen, Waffen und Kriegsgeräth aller Art bezeichnen die schreckliche Linie, auf welcher sich die überwundenen, zerschmetterten Heere der Bayern und Oesterreicher zurückgezogen hatten. Der mit schweren Wolken bedeckte Himmel hing trüb und finster über der wüsten Erde und einzelnes tief sich herabsenkendes Gewölk streifte nieder, gleich weißen Leichentüchern, über das grüne Land.

Die jungen Rittmeister hielten unwillkürlich an; ihrem Herzen war noch die entmenschende Kälte fremd, die nichts mehr achtete, als allein die Waffen und den Mann, der sie trug; mit trauernden Blicken schauten sie hinüber in die Ferne und Leopold rief: „Sieh' da, Max, bei dem Leichnam dieses Musketiers blühet der rothe Moh!“

„Dieser Mohn,“ meinte Max, „möchte eigene Gedanken haben beim Anblick der neben ihm liegenden Garbel!“

„Du, das ist ein furchtbarer Vergleich!“ rief Leopold schauernd. „Aber deine Worte rufen eine wehmüthige Ahnung in mir wach. Werden

wohl je wieder goldene Saaten auf dieser Aue sich wiegen? Wird wohl der Landmann mit dem Pfluge wieder Furchen ziehen? werden je aus den bemoozten Trümmern der Dörfer neue sich erheben, aus deren Mitte der Kirchturm freundlich herüberwinkt, dessen Glocklein früh und Abends, zum Gebete rufend, in den Lüften zittert?“

„Das wäre das Bild des Friedens!“ sagte Max traurig. „Aber fast achtundzwanzig Jahre sind schon vorüber, seitdem der feierliche Klang der Glocken vom Donner der Kanonen unterdrückt wird. Ich aber lebe erst seit siebenundzwanzig Jahren und kenne daher den Frieden nicht. Schilbere ihn mir, Leopold, du bist älter als ich.“

„Es ist eine goldene Zeit, Max! Wer sie geschmeckt hat, muß sehr alt sein, wer sie schmecken will, sehr alt werden!“

„Wie's heißt, wollen sie Frieden machen. Sie sitzen ja gegenwärtig drüben in Westphalen, in der Stadt Münster, beisammen, um Frieden zu schließen, und wenn der zu Stande kommt, so finden sich auch Hände, um diese blutgetränkten Fluren zu bebauen!“

„Nein, nimmermehr!“ rief Leopold laut; „diese weiten Lande sind der Verwüstung geweiht; ihre Zeit ist dahin; sie werden öde liegen und wüste bleiben!“

„Auf, auf, laß uns eilen! Mich schaudert's!“ drängte Max. Und beide Rittmeister gaben ihren Pferden die Sporen und flogen über das Gefilde dahin, den voranschreitenden Soldaten nach, die sie bald einholten. Weiter ging's, so schnell es der pfadlose Weg gestattete. Gegen Abend wurde die Gegend waldiger; doch der Himmel heiterte sich auf und freundlich glänzte die Sonne durch das Gewölk.

Jetzt hatten die Reisenden die Nachhut der sich zurückziehenden Heere erreicht. Am Eingang des Waldes hatte man Verhaue errichtet, auf entkappten Bäumen Fähnlein aufgesteckt, Reitertrupps zogen vor dem Walde im Freien umher, um Versprengte zu sammeln, Wache zu halten, Futter für die Pferde zu suchen. Rauch wirbelte aus der Tiefe des Waldes empor und bewies, daß dort größere Truppenabtheilungen lagerten und das Essen bereiteten.

„Da sind wir, Freund Max,“ sagte Leopold von Buch, zu seinem ermatteten Gefährten, „und du bist in Sicherheit.“

Der Angeredete gab keine Antwort. Leopold wendete sich deshalb rasch nach ihm um und.... da saß er auf dem Pferde und starrte in das

Waldbesunkel, als hätte er dort ein Gespenst gesehen.

„Was gib'ts?“ rief Leopold heftig.

„Da, dal sahst du es nicht?“ fragte Max außer sich vor Staunen und Ueberraschung.

„Was denn? ich sehe nichts als die Bäume!“

„Eine Frauengestalt, himmlisch schön, mit einem Säugling auf dem Arme, aber in schlechter, bunter, fremdartiger Kleidung. Sie sah, sie starzte mich an, einen Augenblick lang, dann war sie in der Finsterniß der Fichten und Eichen verschwunden!“

„Nun,“ scherzte Leopold, „und ein Weib kann dir es anthun, daß du wie toll aussehst! Die muß ich auch sehen. Auf! folge mir!“ Und mit diesen Worten spornete er seinen Gaul, daß er sich wildschraubend und in die Trensen beißend, in den Wald stürzte.

Langsam folgte Max ihm nach. Durch Wunden und Mattigkeit verhindert, konnte er es dem lebhaften Gefährten nicht gleichthun. Auch die beiden Soldaten, welche sich bisher in der Nähe der Offiziere gehalten hatten, eilten eifrig, den Voransprengenden durch den Wald zu folgen.

Bald jedoch nahm der rasche Ritt ein Ende. Leopold gelangte plötzlich an einen äußerst steilen Abhang, wo der überhängende Felsen die unten stehenden Eichen und Buchen beschattete. Hier hielt er an und erblickte in der Tiefe das Lager einer Zigeunerhorde. Kurze Zeit darauf gelangten zu ihm auch Max und die beiden Soldaten, denen ein dritter sich angeschlossen hatte.

„Wir müssen hinab; dort unten finden wir, was wir suchen!“ rief der vom scharfen Ritt erhitzte Leopold.

„Laß uns lieber hier oben bleiben,“ rieth Max abwehrend, „was würden wir bei dem Gesindel finden?“

„Ich muß hinab! es zieht mich wie an den Haaren da hinunter!“ widersprach Leopold.

„Meinetwegen, so komm!“ willfahrte Max, „doch bleiben wir ruhig und besonnen, damit wir nicht Schrecken oder Aufsehen erregen.“

Und Leopold ritt längs dem Rande der Schlucht hin und suchte einen Weg, der in dieselbe hinabführte. Doch sein Pferd that wild; er mußte absteigen, daselbe einem der Soldaten zum Führen übergeben und schritt nun, seines Freundes Roß am Zügel leitend, durch eine mit Steingeröll und jungem Holz bedeckte Kluft in die Tiefe hinunter.

Die Zigeuner hatten die Ankommenden schon bemerkt und ihre großen Hunde bärn gemacht. Schweigend standen die Männer in der Nähe eines Wagens, der die Habseligkeiten der Bande

zu enthalten schien; Kinder waren unter die Räder desselben gekrochen und sahen halb neugierig, halb bestürzt darunter hervor; die Weiber verbargen sich mit ihren Säuglingen innerhalb einer Höhle, die der Fels bildete. Man sah den Leuten die Ueberraschung und Bestürzung an, in welche der überraschende Besuch sie versetzte.

Die beiden Rittmeister warfen neugierige Blicke über das schmutzige braune Gesindel; Mitleid und Ekel mischte sich bei ihnen; aber Diejenige, welche sie suchten, fanden sie nicht.

„Spricht Einer von euch deutsch?“ rief Leopold den Männern zu, die sich in trotziger furchtsamer Haltung um den Wagen sammelten.

„Ja!“ tönte es herüber und ein ältlicher Bursche von verwegendem Aussehen, dessen dunkelnes Gesicht aus der zerfetzten Kutte eines Kapuziners hervorguckte, trat den Rittmeistern einige Schritte näher.

„Wir suchen ein junges Weib bei euch, eine Frau mit einem Säugling, die wir oben an der Straße gesehen,“ sagte Leopold.

Der Zigeuner zog finster die Augenbrauen zusammen und entgegnete: „Sie ist nicht hier!“

„Wo ist sie?“

„Ich weiß es nicht. Doch was wollt Ihr von ihr? Es ist mein Weib!“ war die Antwort.

„Dein Weib!“ rief Max und es durchrieselte ihn kalt und eisig.

„So ist's! Ihr wißt es nun,“ sagte der Zigeuner, „und wenn Ihr etwas mit ihr zu sprechen wünscht, so könnt Ihr es mir sagen.“

„Was ich mit deinem Weibe sprechen will, ist nur für sie. Schaffe sie zur Stelle!“ rief Leopold, erbittert über des Mannes trotziges Wesen.

Der Zigeuner warf ihm einen durchbohrenden Blick zu; mit einem zweiten überflog er den Wald und sah von der Höhe noch einen Reiter nebst dem Musketier herabkommen. Zugleich aber gewahrte er, im Rücken der beiden Rittmeister, sein Weib, die eben herabstieg und von dem Soldaten, welcher Maxens Pferd hielt, bereits bemerkt und angestaunt wurde. Da rief er: „Hier ist mein Weib! Doch spricht, was wollt Ihr von ihr? Ich muß es wissen!“

„He da!“ staunte Leopold, „hier ist sie ja. Beim heiligen Stephan, sie ist schön wie der junge Tag!“ Und sein Blick ruhte verwundert und mit Wohlgefallen auf der näher tretenden Zigeunerin.

„Hierher, Melonka!“ herrschte der Zigeuner seinem Weibe zu.

„Nein, hierher, du holdes Wesen!“ ermahnte Max, der neben dem auf einem Baumstumpfe sitzenden Leopold stand, — „hierher, ich bitte!“

„Was wollt Ihr von meinem Weibe?“ schrie drohend der Zigeuner.

„Wahr sagen soll sie uns, die braune Schönheit!“ rief Leopold dem Manne spöttisch zu, drohete ihm aber zugleich warnend mit dem Finger und deutete dann auf sein großes Schlachtschwert.

Erschreckt wendete der Mann sich von ihm ab, lehrte zum Wagen zurück, wechselte dort mit seinen Genossen einige Worte und verschwand unbenemerkt in Walde.

Schüchtern trat die Zigeunerin den beiden Offizieren näher; auf ihrem Rücken trug sie ein schmutziges Kind in ein grobes Tuch gehüllt, und ein etwa fünfjähriger Knabe war ängstlich herbeigezerrt und schmiegte sich an sie an.

„Ich sah dich, du schönes Weib,“ sagte Max und faßte sie fest in's Auge; „aber wo? War's ein Traum oder ist's Wahrheit?“

„Ihr konntet mich nicht sehen, als ich bei Euch war,“ erwiderte die hübsche Zigeunerin erröthend.

„Du? du warst bei mir?“ rief Max fragend und faßte sie bei der Hand.

„Ich war bei Euch, Herr, in einer schweren Stunde, in einer Stunde, wo Ihr euerem Tode auf wunderbare Weise entronnen waret und ein anderer Euch bedrohte, den Ihr nicht abwehren konntet!“ sagte bedeutungsvoll die Zigeunerin.

„Und wann und wo war das?“ forschte Max.

„Es ist noch nicht lange her,“ antwortete die Gefragte und schaute, abermals erröthend, zur Seite.

„So wärest du der Schutzgeist meines Lebens gewesen!“ staunte Max. „Du warst gestern nach der Schlacht an meiner Seite, als ich, von einem flachen Schwertstreich betäubt, von meinem Pferde aus dem Kampfgewühl in den Wald getragen wurde. Nun, da kann ich von dir nur Gutes vernehmen und du sollst nicht unbelohnt bleiben. Bitte, wahrsage mir!“

„Nicht gerne, lieber Herr,“ widerrieth die Zigeunerin. „Ihr solltet überhaupt nicht scherzen! Denkt an den gestrigen Tag!“

„Paß! das sichts mich wenig an!“ meinte Max heiter; „das kommt im Soldatenhandwerk täglich vor, und ist's vorüber, so wird's zur Lust und Freude. Frisch auf, wahrsage mir, du holde Beschützerin!“

„Euch?“ rief das Weib und sah ihn mit einem tiefen Blick in das Auge.

„Sind das deine Kinder?“ fragte Leopold dazwischen.

„Es sind die Kinder Branka's, Herr, ich habe keine Kinder“, lautete die Antwort.

„Und wer ist Branka?“ forschte Max weiter.

„Der Mann, mit dem Ihr vorhin sprachet. Doch still! er ist eifersüchtig und blutgierig wie ein Tiger.“

„Ist er wirklich dein Mann?“ rief Max und abermals überließ ihn ein Schauer.

„Ja!“ sagte die Zigeunerin kurz und heftig.

„Wie? dieses Schenjal!“ verwunderten sich beide Rittmeister zugleich, und es entstand eine lange Pause. —

„Laßt mich jetzt gehen, ihr Herren!“ flehete seufzend das junge Weib und suchte ihre Hand, die Max noch immer festhielt, loszumachen.

„Erst wahrsage mir, Melonka!“ bat Max dringend.

„Nun denn, wenn Ihr durchaus wollt, Herr, so sei's!“

Der junge Rittmeister reichte ihr seine rechte Hand. Lange schaute das Weib in die Linamente derselben und sprach endlich: „Ich sehe hier Gutes und Schlimmes. Laßt es mich lieber verschweigen!“

„Nur heraus damit!“ drängte Max. „Sollten wir das Böse nicht auch gerne hinnehmen, wenn wir Gutes empfangen?“

„Ihr werdet den Tod davon haben, wenn Ihr etwas Liebes findet!“ fing die Zigeunerin zu prophezeien an.

„Weiter! weiter!“ rief Max.

„Das ist Alles, was ich Euch sagen kann, Herr! Nun laßt mich gehen!“

„Nein, nein, du sollst mit uns gehen! In dieser Umgebung darf eine solche Rose nicht verblühen!“

„Mit Euch? Nimmermehr!“ vertheibigte sich das Weib heftig, und sah verstörten Blickes um sich her.

„Mit uns! Wer wollte es wehren?“ sagte Rittmeister Leopold, und erhob sich trotzig von seinem Baumstumpfe.

„Ich bin eine Zigeunerin, Herr!“

„Nein, nein, das bist du nicht!“ rief Max.

„Woher wißt Ihr das, Herr?“ fragte das Weib erblassend.

„Ich weiß es nicht, ich fühle es aber!“ bestätigte Max. „Eine geheime Stimme sagt mir, daß du diesem Gesindel nicht angehörst.“

Die junge Frau bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Dann sagte sie: „Es war ein schönes

Schloß, in dem ich aufwuchs. Es lag am Ufer eines großen See's, und der Garten, in welchem ich als Kind spielte, lag hart am Wasser. Ein Knabe, nur wenige Jahre älter als ich, spielte dort mit mir. Ich hatte denselben gar sehr lieb!"

"Wie hieß jener Knabe?" rief Max außer sich.

"Max hieß er; es gedenkt mir ganz gut," sagte das Weib.

"Max!" seufzte der junge Mann. "Und ich hatte ein Schwesterchen Namens Maria, welches ich sehr liebte und das wir im See ertrunken glaubten. Allmächtiger Gott, welche Ahnung!"

"Maria ertrank nicht," versicherte das Weib; "sie wurde geraubt, entführt, Herr. Ich bin Eure Schwester Maria! Gestern erkannte ich Euch an diesem braunen Mal an Eurer Schläfe, welches einem Kinde gleicht und mir verdankt Ihr Euer Leben!"

"Maria, liebe Schwester!" jubelte Max und umschlang die Wiedergefundene freudig mit beiden Armen.

In diesem Augenblick krachte ein Büchschuß; das junge Weib stöhnte laut, sank aus Maxens Armen zur Erde nieder und er selbst taumelte einige Schritte von ihr weg und stürzte sodann auch zu Boden. —

Oben aber auf der Krone eines hohen bewaldeten Felsens, inmitten des langsam sich verziehenden Pulverbampfes, erschien während einiger Augenblicke des Zigeuners Branta brohende Gestalt, die Büchse hoch schwingend und dann im Gebüsch verschwindend.

Leopold von Buch kniete entsetzt neben seinem Freunde nieder, riß ihm das Koller auf und suchte ihn in's Leben zurückzurufen. Allein umsonst! Die Kugel hatte dem armen Max das Herz durchbohrt. Noch einen schweren Seufzer und er war todt!

Die Zigeunerin aber raffte sich auf, legte das Kind auf die Erde und suchte sich kriechend dem Leichnam ihres Bruders zu nähern. Aber die Kraft dazu fehlte ihr; auch sie war zum Tode getroffen.

"Ich sagte es! ich sagte es!" jammerte sie. "Gebt mir ihn, daß ich ihn noch einmal sehe!"

Die Zigeuner legten ihr den Leichnam in den Schoos und sie küßte des todtens Bruders bleichen Mund. Dann sank sie laut stöhnend dem Zigeuner, der sie unterstützte, in die Arme und hauchte ihr Leben aus.

Bergebens durchstreifte Leopold mit den anwesenden Kriegsheuten und etlichen andern, welche nach dem Schusse herbeigeeilt waren,

den Wald. Von dem elenden Mörder wurde keine Spur gefunden.

Unter einer mächtigen Eiche am Fuße eines Felsens, wo die schreckliche That geschehen, ließ Rittmeister Leopold von Buch seinen Freund an der Seite Mariens, der auf einen Augenblick wiedergefundene Schwester, begraben.

Der Schein trügt.

Der Pächter Lukas war der angesehenste Mann in seinem Dorfe, das in der zu Frankreich gehörigen, weinreichen Champagne liegt, wo der wilde ungestüme Nebensaft herkommt, welcher den Pfropfen der Flasche mit gewaltiger Macht in die Höhe schnellt und einen Lärm verführt, als ginge eine Flinte los. Dem Hinfinken Voten kommt freilich höchst selten solch theurer Wein unter die Nase, er muß sich mit wohlfeilern Nebensaft begnügen, der ihm aber dennoch, wenn er, versteht sich, nur echt und natürlich ist, ganz behaglich mundet und ihn guten Muthes macht zum fleißigen Kalenderschreiben. — Also, vom Pächter Lukas wollen wir erzählen. Der hielt das Seinige zu Rath, ohne zu knicken und hatte zum Wahlpruch: Bete und arbeite. Wer in dem Dorfe Rath und Hülfe brauchte, der ging vorerst zum Pächter Lukas, und nur den Faulenzer und Verschwenker wies er ab von seiner Thüre.

Es war zur Zeit der französischen Schreckensregierung; blutdürstige Menschen hatten die Gewalt in Händen und fast täglich wurden Tausende von Unglücklichen auf die Guillotine geschleppt. Gott bewahre die Menschen in Gnaden vor solchen Zammertagen! — Unter den unzähligen Opfern dieser blutigen Wochen, Monden und Jahre befand sich auch der Gutsherr des alten Lukas. Er hinterließ zwei unmündige Kinder, um die Niemand sich weiter bekümmerte, denn auch bekundetes Mitleid machte dazumal verächtlich. Des Gutsherrn großes Vermögen wurde eingezogen, und Lukas kaufte um ein Spottgeld die Meierei, welche er bis dahin in Pacht gehabt hatte.

Dieser Anlauf gab der Reputation des braven Lukas einen gewaltigen Stoß. Sein Gutsherr war ein gar rechtlicher Mann gewesen und hatte seine jeweiligen Pächter immer mit Nachsicht und Güte behandelt. Auch war Lukas ein Mann in guten, günstigen Umständen und zudem kinderlos. Daher konnte man's den Leuten nicht verargen, wenn sie die Köpfe zusammensteckten, ihn einen Heuchler schalten, die Mütze nicht mehr vor ihm abzogen, und im Wirthshause,